

# Bibliographie

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Internationale kirchliche Zeitschrift : neue Folge der Revue internationale de théologie**

Band (Jahr): **69 (1979)**

Heft 2

PDF erstellt am: **22.07.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Bibliographie

Urs Kury, Dr.phil. *Bischof: «Hirtenbriefe»* 1978. Christkatholischer Schriftenverlag, 4123 Allschwil.

Dr.phil. Urs Kury, Professor für systematische Theologie an der Universität Bern (1941–1971) und Bischof der Christkatholischen Kirche der Schweiz (1955–1972), hat uns in seinen Hirtenbriefen ein Testament hinterlassen, das Zeugnis ablegt von seinem tiefgründigen Glauben und Wissen, einer umfassenden Theologie und Philosophie. Was Katholizität bedeutet, sowie sie im ersten Jahrtausend der Kirche gelehrt wurde, das wird schon im ersten Hirtenbrief (1956) mit den Worten umschrieben: «Nur wenn die Kirche <dem Ganzen>, der ganzen Christuswahrheit gemäss lehrt, lebt und handelt, eben wenn sie katholisch ist in Bekenntnis, Verfassung und Gottesdienst, kann sie der Gnadenfülle Christi teilhaftig werden» (S. 56).

Die so verstandene Katholizität muss in der Gesamtheit christlichen Seins, d.h. in Kirche und Gemeinde, nicht minder aber auch im «kulturellen Schaffen, im politischen Handeln, unserer Rechtsprechung, unserem Kampf um soziale Gerechtigkeit und dem Frieden der Völker, der Gemeinnützigkeit und Fürsorge» innewohnen und richtunggebend sein, wenn die Welt wieder heil werden soll (S. 59).

Von dieser Sicht aus befasst sich der Hirtenbrief 1959 mit dem Thema: «Der Christ im Zeitalter der Atombombe». Die heute sichtbare Überbewertung der Technik als solcher, die weithin, wie es heisst, zu einem «Selbsterlösungswahn» sich entfaltet hat, muss sich ihrer wirklichen Aufgabe neu besinnen, sich erkennen und entscheiden an dem Wort aus dem 5. Buch Mose, 30, 19–20: «Ich habe euch Leben und Tod, Segen und

Fluch vorgelegt, damit ihr das Leben wählet, ... indem ihr den Herrn, euren Gott, liebet, seiner Stimme gehorchet und ihm anhanget.» Wir können, so lesen wir im Hirtenbrief, die im Universum sich vorfindenden Kräfte einfangen, nutzen und gestalten, aber all dies nur in der klaren Gewissheit, dass sie zum Tod oder zum Leben sich auswirken können. In diesem Entscheid liege, so heisst es, unser aller Verantwortung!

Bischof Dr. Urs Kury war nicht nur ein tiefgründiger Theologe. Dasselbe trifft auch zu auf sein Verwurzelte sein in umfassender Philosophie. Davon zeugt der Hirtenbrief «Glauben und Wissen» (1962), in dem die innerste Einheit beider Grössen entfaltet wird. So lesen wir: «Der Glaube ist selbst schon wesentlich Erkenntnis und zwar Erkenntnis, in einem sehr tiefgehenden Sinn, ein Wissen, das alle blossen Vernunftkenntnis weit hinter sich lässt, ein Wissen um Gott und seine Geheimnisse, in dessen Licht die Rätsel der Welt und des menschlichen Lebens erst erhellt werden können.» Dass Glauben und Wissen aber immer im Ringen miteinander stehen, das zeigt das Wort: «Herr, ich glaube, hilf meinem Unglauben» (Mk. 9, 24). Die Bedeutung des Wissens und Forschens wird nicht gering geschätzt. Wo sie sich aber anmassen, letzte und tiefste Gotteserkenntnis vermitteln zu können, sich gleichsam selbst <vergöttern>, da wirken sie Tod statt Leben.

Manche Hirtenbriefe befassen sich eingehend mit kirchlich-gemeindlichen und ökumenischen Fragen: «Vom königlichen Priestertum der Laien» (1958), «Ökumene der Ortsgemeinde» (1961), «Über das heilige Abendmahl» (1964). In den folgenden Jahren, d.h. vor allem nach dem II. Vatikanischen Konzil, wird in verschiedenen Hirtenbriefen

«Unser Verhältnis zur römisch-katholischen Kirche», das uns mit ihr Gemeinsame und noch Trennende, eingehend dargestellt. Das alles führt wie von selbst zur Darstellung unseres eigenen kirchlichen Zustandes, zur wichtigen Frage, was es heissen mag: Christkatholisch zu sein. Unsere hundertjährige Existenz wird durchleuchtet, ohne Verschweigen der Schwächen und Gefahren. Darüber, was uns als Aufgabe gestellt ist, heisst es u. a.: «Christkatholiken nennen wir uns, d. h. eigentlich: Christus-Katholiken. Wir wollen damit zum Ausdruck bringen, dass Christus für uns der einzige Herr der Kirche ist. Und dieser Herr ist es grundlegend darin, dass er durch die Heilige Schrift uns, seiner Kirche, und jedem einzelnen, in persönlicher Unmittelbarkeit sein Wort sagt und uns seine Gnade, die Fülle des Lebens schenkt. Katholiken aber sind wir darin, dass wir uns die Fülle des Lebens und der Gnade durch den Herrn vergegenwärtigen und mitteilen lassen durch die grossen, elementaren Grundordnungen, die der Herr durch die Apostel für die Verkündigung und das Bekenntnis, sodann für die Ämterordnung und endlich für den Gottesdienst der Kirche aufgerichtet hat» (S. 173/74).

Mit besonderem Nachdruck sei hingewiesen auf den letzten Hirtenbrief mit dem gewichtigen Thema: «Nach hundert Jahren kirchlicher Existenz der Zukunft entgegen» (1972). Hier einige der tiefgründigen Aussagen: «Unserer Kirche ist die Verheissung der Zukunft gegeben, wenn wir den dritten Weg, den Weg der Erneuerung von Grund auf, oder – was für uns dasselbe heisst – den Weg der fortschreitenden katholischen Kirchwerdung im Geiste der Freiheit des Evangeliums mutig vorwärts gehen... Das heisst für uns: wir werden rückschauend immer wieder prüfen müssen, was im Denken

und Wollen unserer altkatholischen Väter Christus-nah e und Christus-ferne war. Wir werden – paradoxerweise – nicht vorwärts kommen, ohne rückwärts zu blicken, ohne eine echte konservative Grundhaltung, die auch die unserer Väter war. Wir werden aber, weil es um eine Er-Neuerung geht, all das ernsthaft berücksichtigen und auf seine Christus-Nähe und Christus-Ferne prüfen müssen, was das Anliegen derer ist, die eine Kirche ‚mit modernem Image‘ anstreben... Das Entscheidende ist, dass wir die berechtigten Anliegen dieser beiden Grundhaltungen – der ‚konservativen‘ und der ‚revolutionären‘ – in überzeugender Weise einzuordnen vermögen in die Erneuerung der Kirche von Grund auf» (S. 356).

Und nicht weniger entscheidend ist die Aussage: «Das alles kann aber nur dann sinnvoller und dem Evangelium wie dem Wesen unserer katholischen Kirche entsprechender Weise geschehen, wenn wir uns bei allen Reformen, die sich auf dem Gebiete der Verkündigungsarbeit, der Ämterordnung, der Verfassung, der Liturgie, der Spendung der Sakramente und des Dienstes an der Welt aufdrängen und die in ihrer Gesamtheit die Zukunftsaufgabe unserer Kirche ausmachen, an das Wort halten, das mein letztes Hirtenwort an all unsere Gemeinden, Genossenschaften und Diasporanen sein soll: In allem, was ihr im Hinblick auf die Zukunft unserer geliebten Kirche tut, plant und verwirklicht: Blicket, die ihr eine Wolke von Zeugen habt, auf zu Jesus, dem Anfänger und Vollender des Glaubens: Jesus Christus gestern, heute und derselbe in Ewigkeit» (S. 357).

Zum Schluss sei in grosser Dankbarkeit darauf hingewiesen, dass den Hirtenbriefen vorangestellt ein sehr anschaulicher Lebenslauf unseres Bischofes Dr. Urs Küry, sel., verfasst von

Pfr. Dr. Hans A. Frei, Bern, steht. Die nun erschienenen Hirtenbriefe – übrigens mit Bildern versehen und sehr vornehm gestaltet – eignen sich vorzüglich als Grundlage für eine «Weiterbildung der Erwachsenen» unserer Kirche! Was einst der Kirchenlehrer Pacia († 389) von sich bekannte, das darf voll und ganz auch auf die Person und das Werk von Bischof Dr. Urs Küry angewendet werden:

«Christianus mihi nomen  
Catholicus mihi cognomen.»

*Max Heinz*

*Urs Küry: Die altkatholische Kirche. Ihre Geschichte, ihre Lehre, ihr Anliegen. 2. Aufl., hrsg. von Christian Oeyen, Stuttgart (1978). 553 S. DM 48.–.*

Die vom ehemaligen christkatholischen Bischof der Schweiz und Professor an der Universität Bern verfasste Darstellung seiner eigenen Kirche ist alsbald das massgebliche Buch für altkatholische Dogmatik geworden. Der Vf. beginnt mit einem Überblick über die Geschichte der Kirche in christkatholischer Sicht, in dem freilich die morgenländischen Kirchen kaum vorkommen, obwohl sie doch mehrere Jahrhunderte hindurch (gegenüber den Orthodoxen und Abendländern) die stärksten christlichen Gemeinschaften und also die eigentlich tonangebenden Kirchen waren: bis heute lebendes Zeugnis der Tatsache, dass es – von Juden-Christen, Montanisten, Donatisten, Nestorianern usw. an – bis zum heutigen Tage nie ein einheitliches Christentum gegeben hat: eine Tatsache, die man bei Unionsgesprächen nicht vergessen sollte! Mehr als mit der Kirchengeschichte befasst der Vf. sich mit Fragen der christlichen Dogmatik in der traditionellen Sicht der Kirche, aber auch in eigener Auffassung: also mit der Zusammensetzung

der kanonischen Schriften, der Dreifaltigkeit, der Christologie und der Lehre von Hl. Geiste, schliesslich mit der Verwirklichung des Heilsgeschehens im Leben der Kirche: durch Wort und Sakramente, deren Siebenzahl im einzelnen erörtert und in ihrer Wirksamkeit dargestellt wird. Das Wesen der Kirche und des Amtes entsprechen weithin den abendländisch-katholischen Überlieferungen, deren Vorherrschen der Vf. wiederholt, etwa gegenüber Anforderungen der Orthodoxen, unterstreicht, davon zugunsten einer östlichen Schau abzugeben. Das Buch schliesst mit einer Darstellung der ökumenischen Aufgaben der christkatholischen Kirche, die ihr seit ihrer Existenz neben der sich nach neuen Linien entwickelnden römisch-katholischen Kirche seit gut 100 Jahren vorgegeben sind. U.K. verschweigt dabei die Schwierigkeiten nicht, die das immer erneut sichtbar werdende Zögern der Orthodoxen, Eignungsbeschlüsse (besonders von 1931) in die Tat umzusetzen, der altkatholischen Kirche macht. So ist das Streben nach voller Sakramentsgemeinschaft nicht über immer erneute Anläufe hinausgekommen. Auch mit der anglikanischen Gemeinschaft, mit der seit 1931 Interkommunion besteht, haben sich besonders durch die Frage einer Ordination von Frauen in den letzten Jahren Schwierigkeiten ergeben, deren Lösung auch das Verhältnis zur Orthodoxie beeinflussen muss. Diese jüngsten Entwicklungen hat Ch. Oeyen von der Universität Bonn in einem Schlusswort beschrieben, das auf dem Angebot einer Zusammenarbeit mit dem Vf. beruht, der kurz danach 75jährig dahinging. – Die altkatholische Kirche hat – über ihre Katechismen hinaus – lange Zeit auf eine Zusammenschau und eine durchgängige Darstellung ihre Dogmatik warten müssen. Dass sie nun vorliegt, krönt das Lebenswerk eines ihrer

bedeutendsten Gelehrten und Kirchenpolitiker, der sich damit ein Denkmal gesetzt hat, das gerade auch im Gespräch mit Anglikanern und Orthodoxen als Ausgangspunkt aller Verhandlungen seine Bedeutung behalten wird. -

*Bertold Spuler*

*Walter Brandmüller*: Ignaz v. Döllinger am Vorabend des I. Vatikanums. Herausforderung und Antwort, Eos Verlag, St. Ottilien, 1977.

Es ist kaum möglich, alle Einseitigkeiten und Nachlässigkeiten dieses Buches aufzuzählen. Unrecht haben hier nur die beim Vatikanum I Unterlegenen, sie waren gegen das Konzil (S. 44, 112), ihre Haltung war un- oder antikirchlich (S. 71, 86, 139) bis «dezidiert kirchenfeindlich» (S. 139), es mangelte ihnen «das Wissen um die göttliche Führung der Kirche» (S. 138). Mit solchen Vorurteilen kann eine wissenschaftliche Arbeit natürlich nicht geschrieben werden, sondern nur eine Propagandaschrift. Bezeichnend ist, dass der Autor den Fürsten Hohenlohe als den «frommen Chlodwig» (S. 39, 112, 113, s.a. S. 115) verhöhnt. Überraschend ist es für ihn, dass Döllinger sich beim Kampf gegen die römisch-päpstlichen Ansprüche nicht an den Episkopat, die Kurie oder die Theologen, sondern an die Öffentlichkeit wandte (S. 3). Musste es für ein Mitglied des Görres-Kreises, der einst die öffentliche Meinung für den Katholizismus mobilisiert hatte, nicht selbstverständlich sein, sich in einer Angelegenheit, die die ganze Kirche betraf, an die Öffentlichkeit zu wenden? Auf der anderen Seite: was war der Erfolg des Gutachtens der Münchner Theologischen Fakultät gegen das Dogma von der Unbefleckten Empfängnis Mariens gewesen? Der Autor sollte eigentlich wissen, dass es vom Münchner Erzbischof einfach nicht

nach Rom befördert wurde, weil es ihm nicht in den Kram passte. Und war von dem Nachfolger Scherr mehr zu erwarten, der weder bei den Odeonsvorträgen noch bei der Gelehrtenversammlung etwas von sich hatte hören lassen und im Fall des Döllinger-Schülers Pichler eher noch päpstlicher als der Papst gewesen war? Was war von solch einem Mann und seinen Standesgenossen zu hoffen? Was war von der römischen Kurie zu erwarten, die jede unbequeme Meinung auf den Index setzte? Und war nach der Gelehrtenversammlung noch etwas von den Theologen zu erhoffen? Um die Lage Döllingers darzustellen, genügt es nicht, nur aufzuzählen, welche Bücher und Schriften er eigentlich gekannt haben müsste und womöglich nicht berücksichtigt hat, wie das Brandmüller tut, man muss schon etwas mehr auf die Zeitverhältnisse eingehen. Der Augsburger Allgemeinen Zeitung wirft der Autor den Abdruck von Korrespondenzen zum Tod des Rottenburger Bischofs Lipp vor, die, wie aus dem von Brandmüller benützten Handexemplar dieser Zeitung im Cotta-Archiv in Marbach leicht festzustellen ist, von dem Rottenburger Domkaplan Dr. Ilg stammen, der doch wohl zu einem Kommentar zum Tod seines Bischofs qualifiziert war. Weiter wird behauptet, die Zeitung habe geschrieben, «dass die Denunzianten» in Rottenburg den Bischof «umgebracht hätten» (S. 20), während es in der Korrespondenz heisst, das römische Breve habe «eine todbringende Wirkung» gehabt.

«Ein plumper und unehrlicher Trick» ist es für Brandmüller, wenn Döllinger die Bischofsversammlung in Rom zur Definition des Mariendogmas von 1854 als Konzil bezeichnet und befürchtet, ähnlich wie damals könnten nun einfach per acclamationem Dogmen verkündet werden (S. 39 f.). – Hatte nicht Bischof Dupanloup 1867 einen

ähnlichen Versuch Roms abgeblockt? Die Manipulation der Provinzialsynoden durch die Kurie wird als «unbewiesene, ja unbeweisbare Behauptung» hingestellt (S. 40)! Zum badischen Altkatholizismus des Amtsrichters Beck vor 1870 (S. 68 ff.) möchte ich auf einen Artikel im Altkatholischen Jahrbuch 1968, S. 35, verweisen.

Mit «ein wenig Logik» will der Autor «die Unhaltbarkeit mancher Positionen» des Gutachtens der Münchner Theologischen Fakultät auf die Fragen der bayerischen Regierung zeigen und fragt zu den ungeklärten Kriterien für einen Ex-cathedra-Spruch: «Glaubten die Münchner Theologen wirklich, dass man völlig kontroverse, aus Schrift und Tradition nicht ableitbare Hypothesen definieren könne?» (S. 111). Nein, so dumm waren die Münchner nicht, sie glaubten nicht, dass päpstliche Entscheidungen ex cathedra unfehlbar werden könnten, was einem Kirchenhistoriker eigentlich bekannt sein sollte. Am Ende behauptet der Autor, dass die Vorkonzilsituation den greisen Döllinger «vor Kirche und Wissenschaft gleichermaßen versagen liess» (S. 141), und möchte die Polemik der Ultramontanen damit entschuldigen, dass sie angegriffen worden seien (S. 141). Nur gut, dass Walter Brandmüller nicht so bekannt ist wie Ignaz v. Döllinger, und er damit nicht «vor Kirche und Wissenschaft gleichermaßen versagen» kann.

*H. E. Kessler*

*Jean Richard*: La papauté et les missions d'Orient au Moyen Age (XIII<sup>e</sup>–XV<sup>e</sup> siècles). Paris/Turin 1977. Ecole Française de Rome: Palais Farnese. XXXIV, 325 S. (Collection de l'Ecole Française de Rome 33).

Die mongolischen Eroberungen des 13. und 14. Jhs. haben quer durch Asien

hin Verbindungen geschaffen, die es vorher nicht gab. Sie haben das nestorianische Christentum Mittel- und Ostasiens wieder mit seinem Ausgangspunkte im Zweistromlande in Berührung gebracht, aber auch mongolischen Boten in den Mittelmeerraum sowie abendländischen Gesandten bis in die Mongolei hinein den Weg geebnet. So kam es zu Berührung zwischen morgen- und abendländischen Christen, überhaupt zwischen Europäern und Asiaten. Wie die Mongolen sich längere Zeit hindurch zur Weltherrschaft berufen glaubten, so verstanden die Abendländer den Missionsbefehl der Bibel in dem Sinne, dass sie überall das Christentum in ihrer Auffassung zu predigen und Andersgläubige dafür zu gewinnen, Angehörige anderer christlicher Bekenntnisse ihm zuzuwenden hätten. Daraus hat sich eine sehr lebhaft Korrespondenz zwischen Ost und West, aber auch ein starker Personenverkehr auf geistlicher und weltlicher Grundlage ergeben, den man schon seit Jahrhunderten anhand von Urkunden aller Art durchforscht und besonders in den letzten Jahrzehnten näher kennengelernt hat. Hieran hat sich – neben Paul Pelliot und andern – gerade der Vf. des vorliegenden Buches beteiligt und sich dabei zum jetzt wohl besten Kenner der abend- und morgenländischen Beziehungen auch auf Grund zahlreicher Archivstudien entwickelt. Nach vielerlei Vorarbeiten legt er nun die Summe seiner Erkenntnisse vor und vertieft damit unsere Kenntnis dieser für unsere Vergangenheit so bedeutsamen Zusammenhänge. Dabei treten vielerlei neue Tatsachen bei Bekehrungsversuchen, bei der Gründung «lateinischer» Bistümer und Missionsstationen ans Licht und beweisen die Vielfältigkeit der europäischen Unternehmungen, die häufig von der Kurie ausgingen. Gewiss kann man sagen, dass diese Missionsversuche letzt-

lich erfolglos blieben. Sie haben aber Europas Augen in vieler Hinsicht geöffnet, haben uns Zusammenhänge bis nach China hin erkennen gelehrt, die zur Grundlage des Höhenflugs unseres Erdteils, aber auch zum Ausgangspunkte der weltweiten Ausdehnung der europäischen Kultur geworden sind. In dieser Hinsicht haben J. R.s Untersuchungen ihre dauernden Früchte getragen. Ohne seine Darstellung liefen wir Gefahr, wesentliche Zusammenhänge unserer politischen und geistigen Geschichte zu übersehen. *Bertold Spuler*

*Friedrich Heyer* (Hrsg.): Die Kirche Armeniens. Eine Volkskirche zwischen Ost und West. Stuttgart (1978). Evangelisches Verlagswerk. 231 S. (Die Kirchen der Welt, Band XVIII). DM 40.–.

Anders als bei den übrigen Bänden dieser Reihe stellt nicht ein einzelner, sondern eine Gemeinschaft von Angehörigen der armenisch-gregorianischen (monophysitischen) Kirche deren Wesenheit dar. Die Beiträge werden durch eine Einleitung aus der Feder Fr. Hellers zusammengehalten, der eine Gesamtchau mit einigen Schwerpunkten schrieb, in der freilich eine Anzahl von Druckfehlern, besonders bei Namen, stehengeblieben ist. Aber auch so erhält man ein eingehendes Gesamtbild dieser Kirche, in der sich die Nation der Armenier in ähnlicher Weise verkörpert wie bei den Juden: Religion und Volkstum fallen hier wie dort weithin zusammen. Es entspricht dabei dem Wesen dieser Sammlung, dass die einzelnen Themen weithin im traditionellen Sinn zusammengestellt werden, d. h. so, wie die gregorianischen Armenier sie – weithin ohne historisch-kritische Reflexion – sehen. Das gilt für die Geschichte ebenso wie für die Dogmatik oder die Liturgie. Diese Abschnitte sind damit zu Fund-

gruben unserer Einsicht in das geworden, was diese Kirche wirklich – ohne etwaige ökumenische Harmonisierungsversuche – darstellt: das zu wissen ist vielfach gut. Daneben finden kirchliche Baukunst mit ihrer vielfältigen symbolischen Bezogenheit und Kirchenrecht in seinem Werden und seiner – vielfach vom Staat (Russland bzw. der Türkei) geprägten – heutigen Form ihre Darstellung.

Kurze Abschnitte behandeln die Teile des armenischen Christentums, die sich von der Mutterkirche gelöst haben: einmal in sehr knapper Weise die Unierten, von denen – mit einem gewissen Recht – der Orden der Mechtaristen in Venedig und Wien besonders herausgehoben wird, schliesslich die armenische evangelische Kirche, die im 19. Jh. entstand und heute vor allem im Auslande, auch in Westeuropa, vertreten ist. Dazu tritt als gewichtiger und immer wieder zum Nachschlagen benötigter Teil ein kirchlicher Schematismus der gregorianischen und der evangelischen Kirche, während ein Register bedauerlicher Weise fehlt. Das Buch verliert dadurch nicht unbeträchtlich an Wert, den es sonst als genuine Informationsquelle des Wesens dieser alten, wie kaum eine andere national geprägten Kirche bietet. *Bertold Spuler*

*Manfred Brandl*: Die deutschen katholischen Theologen der Neuzeit. Ein Repertorium. Band 2: Aufklärung. Wissenschaftliche Verlagsbuchhandlung Wolfgang Neugebauer, Salzburg 1978. XXXVI, 321 Seiten, Ln. DM 138.–/öS 900.–, Subskriptionspreis; Einzelpreis: DM 160.–/öS 1050.–.

Systematische bibliographische Summarien, sogenannte Repertorien, kann es nicht leicht zu viele geben. Ihr Problem ist die Abgrenzung des gewähl-

ten Gebietes in sachlicher und zeitlicher Hinsicht zusammen mit Quantität und Qualität der Einzelangaben zu den aufgenommenen Schriften und ihren Verfassern. In dem Fall, von dem hier zu berichten ist, stellten diese Fragen sich vom während der sechziger Jahre an der Innsbrucker Universität von dem 1974 verstorbenen Dogmatiker Franz Lakner SJ unternommenen und zu Beginn der siebziger Jahre aufgegebenen Versuch her, den bewährten, 1903–1913 in dritter Auflage erschienenen *Nomenclator theologiae catholicae* von Hugo Hurter in erneuerter Form herauszubringen. Von seiner Mitarbeit unter Lakner mit den Vorarbeiten vertraut, gestaltete Manfred Brandl, unter Reduktion des zu weit gefassten Vorhabens auf den deutschen Sprachraum in der Zeit von der Gegenreformation bis zum Zweiten Vatikanum, den Grundriss eines vierbändigen Werkes, dessen zweiter Band «Aufklärung» jetzt als erster des Gesamtwerkes vorliegt. Dieses soll in seiner Begrenzung, die zugleich Intensivierung bedeutet, «das leisten, was bislang bloss der ‚Hurter‘ leistet, nämlich eine knappe, aber weiterführende Erstinformation zu möglichst vielen Schriftstellern zu bieten» (VII): Im vorliegenden Band sind es 2450, davon etwa 100 nicht-deutsche, davon meist französische, und einzelne, meist wenig bekannte Protestanten, «die sich zu katholisch-deutschen Problemen geäußert haben».

Inhaltlich folgen dem Vorwort und dem Verzeichnis von Abkürzungen (X–XI) die für den Zeitraum von 1717 bis 1829 in Betracht genommenen Zeitschriften, beginnend mit den besonders auch im Zusammenhang mit der Kirche von Utrecht bemerkenswerten «*Nouvelles Ecclésiastiques*» (XII–XV) und ein Literaturverzeichnis in sieben, thematisch gegliederten Abschnitten, auf das jeweils im Hauptteil verwiesen wird

(XVI–XXIV). Der Hauptteil umfasst, ohne weitere Gliederung, in alphabetischer Folge die unter ihrem Namen aufgenommenen Autoren mit biographischen und weiteren, charakterisierenden Angaben in knapper Fassung. Bemerkenswert bei den bibliographischen Angaben ist, dass gelegentlich auch Rezensionen zu einzelnen Schriften aufgenommen sind, die für die Aufnahme derselben in ihrer Zeit charakteristisch sind. Als Ergänzung zum Hauptteil von Interesse erscheint auch eine angeschlossene Reihe «Anonyme Werke» in fortlaufender Numerierung der alphabetischen Folge ihrer Titel (281–304).

Den Abschluss bilden Sach- und Personenregister (305–321), die jedoch erst in ihrer Verbindung mit dem Gesamtwerk zur Geltung kommen, bzw. erst dann in vollständigerer Weise vorgelegt werden können. Über die allgemeine Erweiterung der Autorenanzahl ist auch zu bemerken, dass im Unterschied zum alten Hurter, in dem hauptsächlich die theologische Literatur im engeren kirchlichen Sinn Aufnahme fand, im Werk Manfred Brandls auch Aufklärer und Gegner der Kirche berücksichtigt werden.

In altkatholischer Sicht von besonderem Interesse sind im vorliegenden Band die Angaben zu Autoren wie Ricci, Muratori, van Espen, Rautenstrauch, Febronius-Honthelm, Dalberg, Wessenberg, Stattler, Sailer und weniger vertrauter Persönlichkeiten wie z. B. der Carmeliter und Zeitgenosse Sailers und Wessenbergs Thaddeus Anton Dereser (1757–1827), dessen Lebensweg über die Stationen Würzburg, Heidelberg, Bonn, Strassburg, Freiburg/Br., Karlsruhe, Luzern nach Breslau der Bonner Kirchenhistoriker E. Hegel jüngst wieder ins Licht gerückt hat.

So darf die Fortsetzung der Ausgabe und dabei nicht zuletzt das Erscheinen



des dritten Bandes (die katholischen, deutschen Theologen im 19. Jahrhundert bis zum Ersten Vatikanum) mit Interesse erwartet werden.

Werner Küppers, Tübingen

*Die Anrufung des Heiligen Geistes im Abendmahl.* Viertes Theologisches Gespräch zwischen dem Ökumenischen Patriarchat und der Evangelischen Kirche in Deutschland vom 6. bis 9. Oktober 1975 in der Evangelischen Sozialakademie Friedewald. Beiheft zur Ökumenischen Rundschau, Nr. 31, Verlag Otto Lembeck, Frankfurt a. M. 1977.

Der Band mit der gefälligen Aufmachung, in der nun die Studienhefte des Kirchlichen Aussenamtes erscheinen werden, enthält neben anderem 6 Vorträge und den von K. C. Felmy besorgten Protokollbericht, der die Diskussionsvoten zu den Referaten wiedergibt.

Wolfgang Schrage skizziert *Das Herrenmahl bei Paulus*. Er bespricht das Verhältnis von 1. Kor. 11,23ff. mit Mk. 14,22ff. Die beiden Deuteworte bei Paulus sind je für sich auszulegen und nicht als Komplementärbegriffe (Fleisch und Blut = Mensch) zu verstehen. Das Brotwort bringt die Selbsthingabe Jesu, das Kelchwort die eschatologische Bundesschliessung durch Jesu stellvertretendes Leiden zum Ausdruck. Paulinische Akzente treten in V. 26 in Sicht, die Proklamation des Todes Jesu im Abendmahl. Schrages Ausführungen treffen auf orthodoxe Ratlosigkeit, auch wenn er zugibt, dass er nicht genau wisse, was mit dem katangellein gemeint sei. Eucharistie und Agape gehören zusammen, denn Paulus geht es angesichts der gemeinschaftszerstörenden Praxis der Korinther darum, dass auch beim Gemeindemahl sich die Dimension der Gemeinschaft, wie sie in der Eucharistie gründet, konkret bewährt. Das Herren-

mahl konstituiert die Kirche als den Leib Christi (1. Kor. 10, 16.f.). Der Anteil am sakramentalen Christusleib stellt in den ekklesiologischen Christusleib hinein und verlangt deshalb brüderliches Verhalten und nicht private Christusfrömmigkeit. Ein gewisses Unbehagen angesichts exegetischer Fragestellungen (was ist ursprünglich, was ist sekundär?) und Voraussetzungen (Texte sind aus sich selbst zu erklären und nicht aus dem Gesamt der kirchlichen Tradition) äussert sich bei den orthodoxen Gesprächspartnern. Dabei ist Schrages Beitrag durchaus ausgewogen. Andererseits ist ihnen zugute zu halten, dass bei uns oft nicht klar wird, wie exegetische Ergebnisse sinnvoll mit der dogmatischen Tradition einer Kirche in Beziehung gebracht werden sollen.

Wilhelm Schneemelcher handelt über die *Epiklese bei den griechischen Vätern*. Anhand von vier Beispielen geht er zunächst auf die liturgische Überlieferung ein: die Apostolische Tradition des Hippolyt, das Euchologion des Serapion, die klementinische Liturgie der Apostolischen Konstitutionen und die Chrysostomusliturgie. Dann bespricht er ein paar Äusserungen zum Thema bei Justin und Irenäus, Athanasius und Gregor von Nyssa, Cyrill von Jerusalem sowie Johannes von Damaskus. Wenn bei den Vätern nicht so viel zu finden ist, hat dies seinen Grund darin, dass für sie der Vollzug der Eucharistie und der Glaube an ihre Heilsbedeutung wichtiger war als die theologische Reflexion. Schneemelcher warnt mit Recht davor, Fragestellungen und Terminologien des 16. Jahrhunderts in die altkirchlichen Texte hineinzutragen. Man darf auch nicht die Epiklese vom übrigen Eucharistiegebet isolieren. Um so mehr wäre es angebracht gewesen (evtl. in einem besondern Referat) auf die neueren liturgiegeschichtlichen Arbeiten einzugehen, die sich um die Struktur des Eucharistie-

gebets und um den Hintergrund jüdischer liturgischer Traditionen bemühen. Die Grundstruktur der altkirchlichen Anaphoren ist in ihrer Übereinstimmung viel eindrücklicher, als man nach den Aussagen der Väter annehmen würde.

Metropolit Emilianos zeigt in seinem Beitrag *Die frühen Anfänge der Epiklese*, dass die Epiklese kein isolierbares Moment im Eucharistiegebet ist, sondern ein Grundvollzug in allen Bereichen der Kirche und des geistlichen Lebens, denn das Wirken des Geistes ist nicht zu trennen vom Wirken des Vaters und des Sohnes. Das Referat ist ein Beispiel dafür, wie biblische und patristische Texte ungeachtet ihres je verschiedenen historischen Kontextes aufeinander bezogen werden können: ein Verfahren, das dem analytisch geschulten Theologen des Westens Mühe bereitet. Festgehalten sei noch der Hinweis, dass in der byzantinischen Tradition der Zelebrant in persona ecclesiae den Heiligen Geist anruft und nicht in persona Christi die Konsekration vollzieht.

Hans Geisser geht auf das *Abendmahl nach den lutherischen Bekenntnisschriften* ein. Entsprechend der reformatorischen Grundeinsicht erkannte Luther in den Einsetzungsworten Christi ein Verheißungswort, das Glaube und Vergebung der Sünden schenkt. In der Auseinandersetzung mit mehr spiritualisierenden Auffassungen trat dann mehr der Charakter eines mandatum hervor, das Essen und Trinken befiehlt, und auch die Realpräsenz wurde stärker betont. Die Konzentration auf die Worte Christi, die Leib und Blut des Herrn gegenwärtig machen und Vergebung der Sünden schenken, ist ein Erbe der westlichen Tradition, sie wird in der Bestreitung der katholischen Position noch verstärkt. Die Zurückhaltung bei pneumatologischen Aussagen und das Fehlen einer deutlichen ekklesiologischen Be-

ziehung führt Geisser auf die Abwehr spiritualisierender Tendenzen zurück.

Constantin Andronikof resümiert nach einem Blick auf die patristische Tradition die *eucharistische Lehre von Nikolaos Kabasilas*. Die Eucharistie gibt Teilhabe am Leben Christi, am Leben im Geist. Das Leben, Gott selbst, ist die Gabe. Das alles geschieht durch die Kraft des Geistes. Die ganze Anaphora ist Epiklese, die in der Eucharistie ihren Höhepunkt erreicht und Kirche konstituiert. Im Geist werden die eucharistischen Gaben in das Opfer verwandelt, das Christus selbst ist.

*Die Eucharistie in der neuzeitlichen orthodoxen Theologie* von Ioannis Zizioulas ist der interessanteste Beitrag. Er zeigt, wie die Lehr- und Handbücher der orthodoxen akademischen Theologie die Dogmatik nach dem Schema aufteilen, das der analytisch-systematischen Methode der westlichen Scholastik entspricht: die Ekklesiologie ist gegenüber der Christologie und der Trinitätslehre ein eigenständiges Thema, die Sakramentslehre ist davon auch getrennt, und die Eucharistie wird als ein Sakrament unter andern klassifiziert. Das Sakrament wird so zu einem Gnadenmittel in einem umfassenden Organismus (der Kirche), und es wird verobjektiviert zu einer Sache. Auch Fragestellungen, die für die Scholastik typisch sind, werden mitübernommen: was geschieht mit den Elementen Brot und Wein in der Eucharistie? In welchem Sinn ist die Eucharistie ein Opfer? Was ist die Bedingung ihrer Gültigkeit? Wenn innerhalb dieser Fixierungen die Antworten bisweilen anders ausfallen als im Westen, so erklärt sich dies daraus, dass die orthodoxen Autoren als Belege vor allem die griechischen Väter zitieren.

Zizioulas geht dann auf die biblische, patristische und liturgische Erneuerung ein, die im Westen ihren Ausgang nahm,

im Osten aber vielleicht noch mehr Früchte trägt. Sie betrifft vor allem die Art und Weise, wie die Eucharistie theologisch behandelt wird. Die ekklesiologische Dimension der Eucharistie zeigt, dass diese Ausdruck der ganzen Fülle der Kirche ist, in der das ganze sakramentale Leben der Kirche zusammenfließt. Das Amt hat in ihr seinen Ort, die apostolische Sukzession verläuft nicht oberhalb dieser eucharistischen Gemeinschaft. Die Eucharistie ist eine Anamnese der Eschata, ist Verkündigung des Reiches. Die Konsequenzen dieser neuen Sicht der Eucharistie sind erst noch zu ziehen, wie Zizioulas unterstreicht, aber die wenigen Hinweise, die er gibt, zeigen, dass hier eine orthodoxe eucharistische Theologie im Entstehen begriffen ist, von der die Ökumene viel lernen kann.

*Urs von Arx*

*Hans-Georg Beck*: Das Byzantinische Jahrtausend. München (1978). Verlag C.H. Beck. 382 S., 8 Tafeln. Leinen DM 48.–.

Nach Jahrzehnten einer ausgedehnten und höchst ertragreichen wissenschaftlichen Arbeit zieht einer der international führenden Byzantinisten das Fazit in Gestalt des vorliegenden Werkes und liefert damit – nach den einzelnen Sparten des öffentlichen Lebens geordnet – einen grossartigen Überblick über das Wesen Ostroms – wie das nicht anders zu erwarten war. In neun Abschnitten, die Grundsätzliches erwägen und nicht eigentlich chronologisch angeordnet sind, lehrt B. uns das Staatswesen am Bosphorus besser verstehen, indem er in seine Darlegungen vielerlei Überlegungen und Bemerkungen einstreut, die nicht selten der bisherigen, insbesondere der «amtlichen» (auch griechischen) Auffassung zuwiderlaufen oder sie doch modifizieren. Sie regen dazu an, Bekanntes neu zu überdenken,

schon bisher vorhandene Zweifel zu beleben sowie Licht und Schatten anders zu verteilen, als das bisher geschehen war – ohne dass in jedem Falle die hier gebotene Gedankenführung sich endgültig durchsetzen müsste.

Bei den Lesern der vorliegenden Zeitschrift wird das Interesse besonders den religiösen Verhältnissen des Staates gelten, ein Gebiet, für das B. ohnehin als besondere Autorität gelten darf; es sei nur an sein monumentales Werk «Kirche und Theologische Literatur im Byzantinischen Reich» (München 1959) erinnert (vgl. IKZ 1959, S. 258 f.). B. legt in verschiedenen Abschnitten, die z. T. durch die Verzahnung der Orthodoxie und ihrer Träger mit dem Staate bedingt sind («Die politische Orthodoxie», S. 87–108), die keineswegs geradlinige Entwicklung der Theologie dar, die manche Epochen ihrer Entwicklung später auf sich beruhen liess, die manche Ansätze vertrat, die einst verheissungsvoll erschienen waren, und die dadurch zu manchen Ansichten, manchen Verhärtungen gekommen ist, die ihrer geistigen Bedeutung nicht förderlich waren. Man mag sich natürlich fragen, ob die Weiterführung verschiedener Ansätze nicht nur zu vielerlei Möglichkeiten einer theologischen Erkenntnis, sondern auch zu einer Fortsetzung der tiefgreifenden Auseinandersetzungen geführt hätte, die die ersten Jahrhunderte der Entwicklung, etwa während beider Phasen des Bilderstreits, gekennzeichnet haben und die mit gemilderter Heftigkeit etwa im Hesychasmus zutage getreten sind. Die feste Glaubensüberzeugung, die die Orthodoxen den Unionsversuchen des Abendlandes gegenüber an den Tag gelegt haben und die je länger, desto mehr von den Mönchen gestützt wurde (S. 207–231), und die gerade dem Griechentum (mehr als andern Balkanvölkern) zu einer fast völligen Glaubenstreue dem Islam gegen-

über verholten hat, wäre dann wohl mehr ins Wanken geraten, als das nunmehr der Fall war. Man mag abwägen, ob solche Glaubenstreue oder aber theologische Vielfalt für das breite Volk nicht ein besonderer Vorteil gewesen sind.

Die Lektüre dieses Buches, ein ausserordentlicher Gewinn für jeden, der sich irgendwie mit solchen Fragen beschäftigt, auch für den «ökumenisch» Interessierten, regt zu diesen und zu anderen Überlegungen an: das gehört wohl zum Schönsten, was man von einem Buche sagen kann.

*Bertold Spuler*

*Jean Richard: Les relations entre l'Orient et l'Occident au Moyen Age. Etudes et documents, London 1977. Variorum Reprints. 356 S.*

Auf die Kreuzfahrerstaaten in der Begegnungszone zwischen Abend- und Morgenland, auf der griechischen Inselwelt ebenso wie an den Küsten Kleinasiens und Syriens (wo sie sich nur bis zum Ausgang des 13. Jh. hielten), geht das Bild des Abendlandes von der Levante ebenso zurück wie die religiösen Spannungen zwischen östlicher und westlicher Christenheit, die bis zum heutigen Tage bestehen. Die in diesem Bereiche jahrhundertlang lebenden Vertreter des Abendlandes, weitaus überwiegend Franzosen und Italiener, konnten, ihrer damaligen religiösen Auffassung entsprechend, die morgenländischen Christen nur zur Annahme der abendländischen Form dieser Religion, des «Katholizismus», drängen. Die «unierten Kirchen» verschiedenen Umfangs sind als Erbe dieser, auch später fortgesetzten, Politik bis zum heutigen Tage übriggeblieben. Ihr Vorhandensein hat gerade im 20. Jh. immer wieder zu Spannungen geführt, und die Rückgängigmachung dieser Unionen gilt vie-

len Orthodoxen und Monophysiten als Voraussetzung eines fruchtbaren Gesprächs mit dem Papsttum unserer Tage.

J. R. von der Universität Dijon, der wie kaum ein anderer in unserer Generation die Verhältnisse in diesen Staaten am Rande des Orients – auch in ihren Beziehungen zu den Muslimen und den Mongolen – kennt und unser Wissen durch immer neu entdeckte oder neu ausgewertete Urkunden bereichert hat, verfasste während eines Jahrzehnte dauernden Schaffens zahlreiche Aufsätze über dieses Gebiet, die unsere Einsicht wesentlich vermehrt haben und uns die Atmosphäre in diesen Staaten vermitteln, aufs Ganze gesehen wohl mehr vom abendländischen als vom morgenländischen Gesichtspunkt aus. Die Kenntnis dieser Entwicklung ist auch für den Religions-Historiker notwendig: gerade aus der Sicht unseres Jahrhunderts, in dessen Rahmen sich religiöse Erfahrungen der morgenländischen Christen aller Bekenntnisse geltend machen, die weit in die Vergangenheit, gerade in die hier behandelten Jahrhunderte, zurückreichen und die nur von da her verständlich werden. Neben zahlreichen Einzelbildern aus dieser Welt, die das Abendland immer von neuem gefesselt hat, bringt der einleitende Aufsatz «*The Eastern Mediterranean and its Relations with its Hinterland (11th–15th Centuries)*» (S. 1–39) ein gutbelegtes Gesamtbild dieser Zeitspanne. Er leitet eine Reihe von Beiträgen ein, auf die eindringlich hingewiesen sei und die in keiner einschlägigen Bibliothek fehlen sollten. *Bertold Spuler*

*P. Vielhauer: Geschichte der urchristlichen Literatur. De Gruyter Lehrbuch 1975, DM 68.–.*

Dieses Buch vom jetzt leider verstorbenen Bonner Theologen P. Vielhauer

ist schon in einigen Aufsätzen eingehend gepriesen und kritisiert worden (z. B. W. Kümmel, ThLZ 102, 1977, Kol. 879–884; E. Dassmann, JAChr. 19, 1976, S. 200–203). Wir wollen uns darum hier darauf beschränken, den Nutzen dieses Lehrbuches für den interessierten, aber auf dem Fachgebiet nicht spezialisierten Leser anzugeben. Denn ein Lehrbuch ist es: Es will einführen ins Neue Testament (in der Reihenfolge: Corpus Paulinum, synoptische Evangelien und Apostelgeschichte, johanneischer Kreis, Apokalypsen – hier wird schon ausserkanonische Literatur einbezogen –, fingierte Briefe), in die Apostolischen Väter, Apokryphen und (einige) christlich-agnostische Texte (z. B. das Thomas-evangelium und das Evangelium der Wahrheit). Mit diesem Programm nimmt der Verfasser einen zuerst und zuletzt 1926 unternommenen Versuch von M. Dibelius auf, eine Darstellung der Geschichte der urchristlichen Literatur zu schreiben, die nicht künstlich abgebrochen wird nach dem letzten Bibelbuch. Eine Grenze muss allerdings doch gezogen werden: Vielhauer beschreibt die kanonische und «jene durch die Kanonbildung zum Absterben verurteilte» Literatur, welche letztere «Overbeck ‚christliche Urliteratur‘ genannt hat», und hört auf vor der Auseinandersetzung der Kirche mit den Nichtchristen, der Apologetik. Ein weiteres Lehrbuch vom gleichen Herausgeber soll von dort an die Beschreibung der altchristlichen Literatur weiterführen; es soll besorgt werden von H. Köster. Dieser hat allerdings die nötigen Bedenken bei jener von Overbeck inspirierten Begrenzung der «urchristlichen Literatur», wie E. Dassmann berichtet (S. 201): zwischen Apologeten einerseits und hellenistischem Judentum und auch den in der Kirche entstandenen Glaubensbekenntnissen (die auch auf die Evangelien einwirkten!) andererseits gibt

es deutliche Querverbindungen. Die jüdische und heidnische literarische Produktion hat dazu die Evangelien sehr beeinflusst.

Wer eine Einleitung zum Neuen Testament schreibt, kriegt es natürlich mit W. Kümmel zu tun: in seiner Besprechung von Vielhauers Buch steht viel methodische und inhaltliche Kritik, woraus deutlich wird, wie Kümmel und Vielhauer sich in manchem uneinig sind. Das Buch ist allerdings sehr brauchbar, wenn man es nur nicht als einzige Quelle für seine Kenntnis der urchristlichen Literatur benutzt (aber so ist kein Buch unfehlbar, auch kein Lehrbuch). Enttäuschend ist nur das letzte, winzige Kapitel über «Das Problem der Kanonbildung». Und weil das Buch des Preises wegen im Ausland gedruckt wurde, enthält es manche Druckfehler.

*Martien Parmentier*

*Bibliothek der griechischen Literatur, Band 7: Gregor von Nyssa, drei asketische Schriften, besorgt von Wilhelm Blum. A. Hiersemann, Stuttgart 1977, DM 99.–.*

Die neue «Bibliothek der griechischen Literatur», die deutsche Übersetzungen «bedeutsamer literarischer Schöpfungen der antik-heidnischen, der griechisch-patristischen und der byzantinischen Gedankenwelt» bringen will, hat seit 1971 praktisch jedes Jahr einen neuen Band erhalten. So kam 1977 die zweite Gregor-von-Nyssa-Übersetzung heraus. Der erste Band enthielt 1971 die «Grosse katechetische Rede» dieses Autors, der neue Band, Nr. 7 in der Reihe, enthält drei asketische Schriften. Zwei davon wurden erstmals aus dem Griechischen übersetzt. Diese ist eine sehr brauchbare Arbeit: zuerst wird der Leser kurz eingeführt in die Biographie Gregors, dann folgen Zusammenfassungen der drei Schriften, die Überset-

zungen mit jeweils einigen Anmerkungen, Register und ein Werkverzeichnis Gregors mit Angaben über Chronologie, Ausgaben und Übersetzungen.

Die Übersetzungen Blums sind gut verständlich, wegen der Komplexität des Urtextes manchmal etwas frei. Zweifellos könnte man sich über manche Detailfrage streiten. Darum hier bloss drei, etwas willkürlich ausgewählte Bemerkungen: 1. Warum ist *physis* mit «Wesen» (Gottes) übersetzt worden? Soll das Wort «Wesen» nicht für *ousia* reserviert werden? Auf S. 47 (Nr. 5) wird *physis* in einem Satz sogar sowohl mit «Natur» wie mit «Wesen» übersetzt. Anmerkung 4, S. 51, überzeugt nicht. 2. Zu S. 4, Anmerkung 7: Gregor soll meinen, der Mensch könne das «glückliche Los» (bessere Übersetzung als «Glückszustand», S. 46, was viel zu statisch klingt) des paradiesischen Zustandes «auf Grund eigener Bemühungen wieder erreichen». Wie wird diese höchst unbegründete Aussage belegt und bewiesen? 3. Soll man *koinos bios* oder *koinoteros bios* nun mit «eheliches Leben» oder mit «irdisch-weltliches Leben» übersetzen in der Schrift «Über die Jungfräulichkeit»? Wo es nicht unbedingt nötig ist (S. 81, nicht mehr als eine Anspielung auf 1. Kor. 7: 35), steht «eheliches Leben», wo es die Beweisführung des Übersetzers unterstützen könnte, dass Gregor selber verheiratet gewesen war (S. 87, Nr. III, vgl. S. 20 und S. 145 Anmerkung 5), steht es gerade nicht!

*Martien Parmentier*

*Archiv für Kirchengeschichte von Böhmen–Mähren–Schlesien*, Band 5, herausgegeben vom Institut für Kirchengeschichte von Böhmen–Mähren–Schlesien e. V., Königstein/Ts. 1978. Der fünfte Band des «Archivs» ist

dem Jubiläum der vor zweihundert Jahren durch die Erhebung von Olmütz zum Erzbistum errichteten mährischen Kirchenprovinz gewidmet und befasst sich demgemäss fast gänzlich mit der neueren mährischen Kirchengeschichte. Besonders hingewiesen werden muss auf den umfangreichen einleitenden Aufsatz des Herausgebers, K. A. Huber, der einen aus reicher Literaturkenntnis, auch der dem westlichen Leser normalerweise nicht zugänglichen tschechischen Werke, schöpfenden Überblick über die Kirche in Mähren seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert bietet, deren Geschichte stets etwas im Schatten des grösseren Böhmen stand. Der Verfasser möchte «Strukturen, Probleme, Entwicklungen» aufzeigen und bezieht daher, wenngleich bisweilen in aller Kürze, Fragen der Spiritualität und Theologie (hier eine kleine Korrektur: der bekannte, in Mähren wirkende Schweizer Jansenist Blarer hiess nach dem Ausweis der Taufurkunde und anderer Quellen eben doch Melchior), der religiösen Soziologie (z. B. das Vereinsleben) und Ideologie (etwa den in Welehrad gepflegten Cyrill- und Method-Kult), sowie die drängenden Zeitprobleme, nämlich die nationale und soziale Frage, mit ein. Von Huber ediert werden weiterhin zwei interessante Texte, nämlich ein Ad-limina-Bericht des Erzherzogs Rudolph von 1824, sowie ein Memorandum des mährischen Episkopats aus dem Revolutionsjahr 1848. Es ist zu bedauern, dass bei den übrigen Aufsätzen insgesamt Fragen der äusseren Kirchenorganisation etwas allzusehr im Vordergrund stehen. Gerade das im Schnittpunkt verschiedener geistiger und kultureller Einflüsse stehende Mähren böte doch darüber hinaus viele weitere Anregungen.

*Peter Hersche*